



LW erzählt

Adrian Kasnitz

Bessermann

[ein Roman]



LAUNENWEBER

© LAUNENWEBER Verlag GmbH & Co. KG, Köln 2017

Layout und Satz: Conny Koepl, vice versa. büro für gestaltung
Covergestaltung unter Verwendung eines Fotos von
www.istockphoto.com/Iakov Kalinin

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany



ISBN: 978-3-9817920-3-4

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

www.launenweber.de

[Das Auge]

»Da ist nichts dabei im Prinzip«, sagte Herr Johannes. Er zeigte auf die Tafel, wo ein Zitat stand. *Denn es kommt überall nicht auf den Gegenstand, sondern auf das Auge an, das ihn betrachtet.* Dann machte er einen Schritt zur Seite auf den Labortisch zu. Dort standen eine Schüssel aus Metall und eine alte Plastikdose. Zweckentfremdet. *Krautsalat*, verriet ein altes Etikett. Er griff hinein und fischte darin herum. Er tastete nach etwas, aber es flutschte immer wieder weg, bis er schließlich doch ein Auge zu fassen bekam. Dann hielt er es hoch, schaute in die Gesichter, leicht spöttisch, wartete auf Reaktionen. Nichts regte sich.

»Hier ist die Hornhaut, hier sind Iris und Pupille und der gummiartige Zipfel auf der Rückseite ist der Sehnerv, der die Informationen ans Gehirn leitet.«

Es waren schöne frische Augen, die er heute vom Fleischer bekommen hatte, die noch nicht eingetrübt waren. Die Augenhaut war weiß und umhüllte die Gelatine des Augapfels. An der zähen Schicht der Augenhaut hingen die Augenmuskeln.

Herr Johannes setzte die Schere an und entfernte das Anhängsel aus Muskelgewebe. Mit kleinen, vorsichtigen Schnitten befreite er das Auge, das nun einer Porze glich, einer – wie sie als Kinder sagten – großen Porzellanmurmel.

Es sah nun sehr schön aus, wie es durch die Finger glitt, während Herr Johannes erklärte, wie schwierig es sei, in das Auge einzuschneiden, um das zu sehen, was sie sehen wollten. Selbst mit einem Cutter war es nicht einfach. Die weiße Augenhaut war zäh und das Auge glitschte weg. Herr Johannes hielt es eingeklemmt in der Kuhle zwischen Daumen und Zeigefinger, aber es ging nicht. Er legte es in die Ecke der Metallschale, die er vorbereitet hatte.

Der Schnitt musste am Äquator erfolgen und durfte nicht verunglücken. Endlich gelang ihm ein Loch mit dem Cutter, dann konnte er mit der Schere weiterarbeiten. Vom Loch aus einmal um den Glaskörper herum. »Man muss schon ein wenig geschickt sein.«

Wie Wackelpudding glibberte nun das Innere aus dem Schlitz hervor. Und dann lagen da zwei Hälften in der Schale. Wie ein Mohnörtchen war das Auge innen voller schwarzer Pigmente. Es darf kein Licht reflektieren, wie das Innere einer Kamera. Ein Törtchen aus Netzhaut und Nervenzellen. »Das ist, wenn man so will, das eigentliche Zeug, mit dem wir die Welt wahrnehmen.«

Herr Johannes löste nun den Glaskörper, um an die Linse zu kommen, eine erbsengroße, elastische Kugel. Auf ein Stück Zeitungspapier gelegt, werden die Buchstaben darunter tatsächlich größer. Auch wenn es doch einem Zauber gleicht, dass es mit diesem Ding möglich ist, zu sehen.

Ein paar Schüler lachten jetzt erleichtert. Sie hatten alles überstanden. Herr Johannes wunderte sich, wie ruhig sie geblieben waren. Keiner musste vor Übelkeit hinaus. Anton schaute in die Plastikdose voller Augen. Jetzt waren sie dran, selbst herumzuschneipeln. Das Auge, mit dem sie die Welt sahen. Mit dem andere ihn sahen. Was sehen sie, wenn sie mich ansehen? Das war seine Frage morgens im Bad. Sie waren alle ernst geblieben beim Sezieren. Sie wollten keine kleinen Jungen sein. Sie würden später draußen stehen und darüber lachen. Sie würden eine rauchen gehen. Er würde etwas zerstören wollen. Einen Mülleimer umkippen. Eine Laterne austreten. Die Augen eines Schweins ausstechen. Aber woher sollte er ein Schwein auftreiben in einer der größten Städte Deutschlands?

[Bessermann]

An diesem Morgen schlief Anselm Bessermann bis zu den 9-Uhr-Nachrichten. In der Nacht hatte er sich gewälzt und keinen Schlaf gefunden. Und als er aus der Küche, wo er ein Glas Wasser getrunken hatte, zurückgekehrt und wieder unter die Bettdecke geschlüpft war, waren Schatten um das Haus geschlichen. Er hatte Ort und Datum gemurmelt und wieder Ruhe gefunden. Das, was ihn beunruhigt hatte, konnten nur vereinzelt Autos auf der Straße sein und späte Heimkehrer aus den Kneipen.

Allmählich wurde Bessermann wach. Der Radiowecker stand wie ein Redner auf der Kommode und murmelte schlecht verständliche Neuigkeiten. Der Verkehr draußen hatte sich wieder belebt. Busse und Straßenbahnen wechselten einander ab. Es wurde gehupt. Und ab und an drangen Bruchstücke von Sätzen an sein Fenster, wo sie abprallten und sich unter den Lärm mischten, der allein von den Rot- und Grünphasen reguliert wurde.

All diese Geräusche waren Bessermann lieb. Er wohnte gerne an dieser viel befahrenen Kreuzung. Er mochte den Rhythmus, der ihm Sicherheit gab. Alles schien normal zu sein, geradezu gewöhnlich und gänzlich unaufgeregt. Und dies hatte er gesucht, als er vor einigen Wochen in diese Wohnung gezogen war.

»Sicherlich«, müsste er Gästen gegenüber gestehen, »es sieht noch alles sehr provisorisch aus. Da muss noch ordentlich renoviert werden, aber das mache ich nach und nach. Solch eine Tätigkeit kann ich jetzt gerade gut gebrauchen.« Und dann würde er auf seine Hände blicken, leicht zweifelnd, ob sie zu solch groben Arbeiten überhaupt fähig seien. Und überhaupt schwebte ihm das Wort Gäste wie ein Fremdkörper durch den Kopf.

Sein Hausrat war übersichtlich. Oft hatte er ihn bei Bekannten untergestellt und oft wieder aus Kisten ausgepackt. Es war ein jahrelanges Hin und Her gewesen, in dem er gelebt hatte, so gänzlich auf Unbeständigkeit ausgerichtet. Die Städte und Länder hatten immer wieder gewechselt. Die dazugehörigen Gesichter waren dabei verwischt.

Als er dann die neue Wohnung gefunden und seine Kisten zu sich genommen hatte, war er ins nächste Kaufhaus geeilt und hatte dort eine Kaffeemaschine erstanden. Die Verkäuferin hatte ihm von dem Filtergerät abgeraten und ihm eine italienische Espressomaschine empfohlen. »Damit können Sie Ihren Kaffee wie im Urlaub genießen.«

Ihm war aber nicht nach Urlaub. Dieser gewöhnliche Filterkaffee, der mit einem Mal tatsächlich aus allen Cafés und Küchen verschwunden war, gehörte für Bessermann zu den Dingen, die ihn unheimlich beruhigten. Wenn er morgens aufstand, kümmerte er sich zunächst um das Gerät, setzte einen neuen Papierfilter ein, löffelte den Kaffee, betätigte den Knopf und stellte sich ans Fenster. Dort betrachtete er das Treiben auf der Straße und hörte dem Krächzen der Maschine zu.

Wie jeden Dienstagvormittag klingelte das Telefon. Es war der Kontrollanruf aus der Redaktion. Sie kümmerten sich um ihn, fragten nach dem Wohlergehen, nach den Plänen für diese Woche und schlugen ihm einen kleinen Text vor, einen Kommentar oder Erinnerungsbericht, den er ohne weiteres hätte aufschreiben können, galt er doch als Experte. Aber er war nicht willens. Seine Ablehnung wurde zur Kenntnis genommen. Anfangs wurde seine Entscheidung noch bedauert, jetzt begnügten sie sich mit der Kenntnisnahme. Und der Anruf hatte damit etwas von einem Spiel: Er kannte ja die Frage und sie wussten seine Antwort. Also ging es

ihnen um etwas anderes, um eine Versicherung, dass er noch am Leben sei. Oder dass er nicht für die Konkurrenz arbeite, wer wusste schon, was die sich einbildeten. Meist war Frau Schäfer am Apparat, die Sekretärin, die vertraute und Vertrauen einflößende Stimme, eine junge Stimme, die über das tatsächliche Alter hinwegtäuschte. Persönlich kannte er Frau Schäfer nicht. Sie muss nach seiner Zeit angefangen haben. Vielleicht war sie hübsch. Aber wer weiß, dachte Bessermann und war froh, es bei dieser Täuschung belassen zu können. An besonderen Tagen rief Gerhard Schnuck an. Natürlich war es zunächst Frau Schäfers Stimme, die ihn ankündigte: »Der Chef möchte Sie sprechen.« Dann knackte es in der Leitung und ihn erreichten Gerhards joviale Schulterklopper. Auch wenn sie durch ein weit verzweigtes elektronisches Netz geleitet wurden und lediglich verbaler Natur waren, spürte er sie am ganzen Körper. Sie waren ja freundschaftlich gemeint, aber nun wieder viel zu freundschaftlich, als dass sie Bessermann hätte ernst nehmen können. Immerhin profitierte er von seinem Status und so wehrte er sich nicht.

»Wie ist denn das Wetter bei Ihnen?« fragte Frau Schäfer. »In Hamburg regnet es wieder.«

»Hier ist's trocken«, erwiderte Bessermann.

»Gehen Sie heute wieder in die Pizzeria, von der sie so geschwärmt haben?«

»Ja, wahrscheinlich, wenn es trocken bleibt.«

»Der Chef hat eine Bitte. Ob Sie einen kleinen Hintergrundartikel hätten.«

»Wozu?«

»Haben Sie die Nachrichten noch nicht gesehen? Da gab es einen Anschlag in – «

Bevor Frau Schäfer ausreden und den Namen des fernen Unglücksortes aussprechen konnte, hatte er das Angebot ausgeschlagen.

»Dann wünsche ich Ihnen eine schöne Woche, Herr Bessermann.«

»Ihnen auch. Wiederhören.«

Mit solchen Gesprächen musste er sich herumplagen. Überhaupt war die ganze Pizzeria-Story erfunden. Es gab zwar ein Lokal, direkt gegenüber, und manchmal beobachtete er es aus dem Fenster, aber dass er dort zum Essen hingehen würde, war ihm bislang nicht in den Sinn gekommen. Er hatte es sich für Frau Schäfer ausgedacht, nur um irgendetwas zu haben, was er ihr berichten könnte von seinem Leben. Sie gab sich zufrieden und währte ihn an einem sicheren Ort, in geregelten Verhältnissen. Denn wenn er des Öfteren an ein und denselben Ort ging, müsste er sich doch einfinden in ein soziales Gefüge, in Bekannt- und Freundschaften, müsste das tägliche Gespräch suchen und manchmal auf ein Glas eingeladen werden. So stellte sich das die gute Frau Schäfer vor, dachte Bessermann. Und dann würde er sich in eine südländische Schönheit verlieben und sie würden bald heiraten und natürlich wären dann Frau Schäfer und der Chef zur Hochzeit eingeladen.

»Wissen Sie«, hatte er an einem anderen Dienstag erzählt. »Da gibt es eine Pizzeria direkt gegenüber. *Da Laura* heißt sie und wird auch von einer Chefin geführt, die Laura heißt. Das sind alles sehr reizende Leute aus Süditalien. Eine richtig nette Famiglia. Ich habe schon den Mann und den Schwager kennengelernt, den Nonno und die Nonna und bei den weiteren Verwandten blicke ich auch nicht mehr durch. Bei Laura bekommt man jedenfalls eine wunderbare hauchdünne neapolitanische Pizza und dazu den besten Espresso der Stadt. Und wenn Sie, Frau Schäfer, mich

mal besuchen kommen, dann lade ich Sie auf ein Tiramisù ein, von dem Sie noch lange schwärmen werden.«

[Der Ort]

Bessermann blickte aus dem Fenster und sah einen Mann vorübergehen. Er torkelte ein wenig, kaum merklich für die anderen Passanten. Er musste nur noch ein Stück schaffen, dann würde es niemandem mehr auffallen, nur noch an der Pizzeria vorbei, an den letzten Läden, dann begann die Unwirtlichkeit.

Dass es nicht die nobelste Gegend war, sah Bessermann auf einen Blick. Er musste dafür nicht Jahre in ein und derselben Stadt wohnen. Eine besondere Beobachtungsgabe, vielleicht war es die grundlegende Fähigkeit für seine journalistische Tätigkeit gewesen, genügte, um diese sich kreuzenden Straßen einzuschätzen. Nein, nobel war es hier nicht. Dafür war die Kreuzung belebt und alles schien sich gerade in etwas anderes zu verwandeln. Neben der Pizzeria wurden Häuser renoviert und Fassaden geglättet, da machten Geschäfte dicht, über deren Schaufenstern er noch Namen wie *Filz Baldreit*, *Bergmann Eisenwaren* oder *Knopfstudio* lesen konnte, die noch nicht restlos übertüncht waren. Da zog ein Blumenladen ein. Schräg gegenüber hatte vor ein paar Tagen ein Handy-Shop eröffnet. Die blauen Werbeballons hingen nun schlaff über der Tür. Wenn es Nachmieter in dieser Straße gab, dann waren es womöglich die geläufigen internationalen Marken, die in jeder europäischen Stadt anzutreffen sind. Hier fielen die Filialen vielleicht etwas bescheidener aus, was lediglich der mittleren Größe der Stadt geschuldet war. Natürlich änderte sich mit den Geschäften auch die Kundschaft. Neue Leute erob-